

JASPER VINK

Fragen und Wünsche an die Raumforschung aus der Sicht eines niederländischen Raumplaners*

1. Einführung

Das Thema möchte ich so verstehen, daß ich über Fragen und Wünsche an die Raumforschung aus der Sicht meiner Erfahrung spreche. Mit Raumforschung und Raumordnung meine ich die ganze Materie auf allen Verwaltungsebenen, also einschließlich des Städtebaus und der Stadterneuerung.

Was verlangen die Raumplaner von der Raumforschung? Schlechthin das Unmögliche, genauso wie die Gesellschaft und die öffentliche Meinung das Unmögliche von der Raumordnung verlangen. Man überfordert sie.

Mitscherlich schreibt in seinem – wie er es selber nennt – Pamphlet „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“¹: „Mit dem Stadtplaner muß man in der Tat Mitleid haben. Zu all den Qualen, welche die Gesellschaft für ihn ausgedacht hat, kommt noch hinzu, daß er sich selbst eigentlich sagen muß, seine Position sei unhaltbar.“

Mitscherlich spricht hier von dem Stadtplaner und bezieht dessen unhaltbare Position insbesondere auf die negativen Folgen der heutigen Besitzverhältnisse. Was er sagt, trifft jedoch, meiner Meinung nach, auch im allgemeinen zu. Die gegenwärtige Lage ist für den Raumplaner überhaupt eine schwierige, obwohl – oder besser: gerade weil – der Planungsgedanke so in Mode ist.

Es besteht bei uns – und anscheinend auch in anderen Ländern – ein spürbares Unbehagen über die moderne Entwicklung der menschlichen Umwelt. Diese negativen Gefühle sind in meinem Land vor allen Dingen von der schnellen und sich immer massiver gestaltenden Verstädterung geprägt. Dazu kommt die lähmende Erfahrung, daß man trotz der Millioneninvestitionen immer weniger mit

der schnell steigenden Flut der Motorisierung fertig zu werden vermag; und dies gerade wieder am wenigsten in den städtischen Gebieten.

Dann, nicht an letzter Stelle, die unheimliche, scheinbar nicht zu kontrollierende Zerstörung der physischen Umwelt: Verunreinigung der Atmosphäre; Wasserverschmutzung (auch ausländischer Herkunft: der Rhein ist zur Hauptkanalisation Westeuropas geworden!); Strahlungsgefahr; Lärm in den Wohnungen, in den Straßen, in der Luft; Verlust der „privacy“, der Stille, der Verbindung mit der Natur... Kurz gesagt: in einer Zeit des Überflusses werden die meist elementaren Bedingungen, die die Verfassung der Bundesrepublik so schön „die freie Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit“ nennt, ständig und immer stärker bedroht.

Die Menschen haben allmählich das Gefühl bekommen, daß nicht nur sie selbst, sondern daß auch „man“ den Griff auf die Entwicklung und Gestaltung der eigenen Umwelt verloren hat. Hier setzt, glaube ich, die Überforderung ein: die armen Planer sollen doch bitte dafür sorgen, daß alles wieder in Ordnung kommt! In einem der jüngeren dreimonatlichen Dokumentationsberichte der EWG über „Die Regionen in Europa“ schreibt ein hoher französischer Beamter²:

„Raumordnung ist eine der großen Zielsetzungen des Staates, welche eine gewisse Popularität gewonnen hat: die öffentliche Meinung träumt dabei schon von technischen Fortschritten, von einem gemeinsamen Wohlstand und von sozialer und politischer Harmonie. Sie sieht darin das Mittel, um allen Qualen der Vergangenheit und allen gegenwärtigen Mängeln ihrer Umgebung ein Ende zu setzen.“

In der Tat meinen viele, die Planung könne Wunder schaffen, während die Menschen selbst ruhig alles weiter tun, was sie wollen. Wenn sich das nicht bewährt, setzt die

* Dieser Beitrag ist die Wiedergabe eines Vortrages, den Dr. J. Vink, Generaldirektor i. R. des „Rijks Planologische Dienst“ in Den Haag, anlässlich der Mitgliederversammlung der Akademie für Raumforschung und Landesplanung am 18. März 1970 in Hannover gehalten hat.

¹ *Mitscherlich, Alexander*: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. – Frankfurt a. M. 1965.

² *Weil, Gérard*: Überlegungen zu einem allgemeinen Raumordnungsschema für Frankreich (Abdr. aus: An deux mille). In: Regionen in Europa. – (Brüssel) (1969).

Enttäuschung ein, und dann wendet die Gesinnung sich gegen die Fachleute, die angeblich völlig versagt haben. Ist das gerecht?

2. Die heutige Sachlage

Wenn ich über die heutige Sachlage nachdenke, kommt mir ein Gedicht von *Ferdinand Freiligrath* in den Sinn, das ich als Junge las: ein revolutionäres Gedicht über eine Dampferfahrt mit dem König und der Königin von Preußen zur neuen Rheinburg Stolzenfels. Die hohen Gäste schauen sich den Rhein an, die Berge, die alten Ruinen... Aber unten im Schiff: der Proletarier-Maschinist. Sechsspännig fährt die Majestät den jungen Stolzenfels hinan. Der Heizer auch blickt auf zur Burg; von seinen Flammen nur behorcht, lacht er: „Ei, wie man immer doch für künftige Ruinen sorgt!“

So ein Gefühl scheint manchen zu beschleichen, der die heutige Gestaltung unserer Städte – und Verstädterung ist eben unser unumgängliches Schicksal – auf sich einwirken läßt. Künftige Ruinen wären es, wenn viele der stolzen Bauten, die wir uns bauen – ob König oder Raumordnungsbehörde, Stadtplaner oder sonstiger Bauherr –, ihrem Zweck für die menschliche Gesellschaft nicht mehr gerecht würden. Freilich nicht aus Gründen der politischen Revolution, die *Freiligrath* damals vor Augen stand. Aber doch, im Grunde genommen, mit derselben Auswirkung.

Jahrhundertlang war man bei der Schaffung des gemeinsamen Lebensmilieus davon überzeugt, daß man das Richtige tat, sei es bei den großen alten Stadtplanungen, sei es im Zeitalter des „laissez faire“. Auch noch zwischen den beiden Weltkriegen, als ich meine Arbeit anfang, wußte man noch – oder wenigstens meinte man noch zu wissen –, für welche Entwicklung geplant wurde und wie man das machen sollte. Jetzt aber sind wir in eine – ich glaube: fast fundamentale – Unsicherheit geraten. Letzten Endes selbst auch in der Physik. Es ist kaum ein Zufall, daß die *Heisenbergschen* Unbestimmtheits- oder Unschärferelationen aus dem Jahr 1927 stammen.

Ansichts der modernen Entwicklung auf nahezu allen Lebensgebieten fühlen wir uns bewußt oder unbewußt wie der Zauberlehrling, der die gerufenen Geister nicht mehr bewältigen kann. Das Tempo der wissenschaftlichen und technischen Fortschritte hat uns lawinenartig überrollt. Die enorme Vergrößerung aller Maßstäbe hat den bisherigen quantitativen Prozessen einen auch qualitativ tief eingreifenden Charakter gegeben. Die Zielsetzungen sind uns weniger klar als zuvor. Fast alle bisherigen Normen sind diskutabel geworden, wenn nicht völlig überholt. Und neue, allgemein anerkannte Normen gibt es noch nicht. Uns fehlt das „commune mesure“, das gemeinsame Maß.

Anscheinend gibt es in unserem Zeitalter nur noch ein einziges „commune mesure“: die Quantität. Ein moderner Kulturpessimist – leider habe ich nicht aufgezeichnet, wer es war – hat gesagt: „In unserer unseligen Zeit ist Quantität eine Qualität an sich geworden.“ In der Tat lassen wir uns leicht von den vielfach vergrößerten Maßstäben blenden.

Wenn ein Bau soundsoviel Millionen kostet, so groß ist und vor allen Dingen so hoch, dann ist er auch schön. Städte wetteifern miteinander um das höchste Hochhaus. Aber keiner kann uns garantieren, daß wir nicht im Begriff sind, einen Stolzenfels zu bauen. Den Stolzenfels eines Oberbürgermeisters, eines großen Konzerns, eines Planers oder Architekten... künftige Ruinen vielleicht!

Halten Sie mich bitte nicht für einen Schwarzseher. Aber ich glaube, man soll die Augen nicht vor der Umwertung aller Werte schließen, die wir jetzt erleben und die meiner Meinung nach gerade auf dem Gebiet der Raumforschung zu einer Neuorientierung führen soll.

3. Neuorientierung der Raumforschung

Absichtlich spreche ich von Raumforschung, denn diese soll bei der Neuorientierung vorangehen. *Heinz Krehl* hat neulich darauf hingewiesen, wie schlimm unser Mangel an gesellschaftlich relevanten Informationen auf diesem Gebiete ist³. Trotz der üblen Erfahrungen in den Vereinigten Staaten lassen wir auch in Deutschland – sagt er, und auch in anderen Ländern, füge ich hinzu – „unsere stadt- und regionalplanerischen Probleme einstweilen von Psychiatern, Automobilvertretern, Maklern und deren Architekten, durch rathausenge Gemeindeparlamente und planerisch unwissende Bundespolitiker behandeln – und nicht zuletzt von Architekten, deren städtebauliches Wissen bestenfalls bis zur Charta von Athen gediehen ist. Wenn überhaupt.“

Diesen Mangel sollte an erster Stelle eine neuzeitlich orientierte Raumforschung zu beheben versuchen. Sie sollte uns – das heißt den Planern, den Architekten, den Behörden, der Gesellschaft überhaupt – klar machen, mit welchen entscheidenden Faktoren wir es jetzt zu tun haben und in welche Richtung diese deuten. Ich möchte sogar behaupten, daß es hier mehr auf Tendenzen und auf die Richtung als auf exakte Daten ankommt.

Vorausschauen, prognostizieren sind wesentliche Merkmale jeder Planung. Aber bei keiner sind sie so folgenreicher wie bei der Raumplanung. Fehler, die wir bei der Gestaltung unseres Lebensraumes begehen, lassen sich nach Jahrzehnten und vielfach nach Jahrhunderten noch spüren, wenn sie überhaupt jemals zu beseitigen sind. Darum ist es weniger schlimm, wenn eine Prognose nicht exakt stimmt, als wenn man die entscheidenden Tendenzen falsch eingeschätzt hat. Und gerade hier drückt, wenn ich richtig sehe, der Schuh.

Vor einigen Jahren hat das niederländische Zentralplanungsamt, das sich mit der Wirtschaftsplanung befaßt, nachzuprüfen versucht, warum so viele Ergebnisse sich in der Praxis nicht bewährt haben. Man befand, daß nicht technisch-wissenschaftliche Fehler daran schuld waren, sondern das Auftreten neuer exogener Faktoren, die man nicht einkalkuliert hatte. Noch schärfer drückte sich vor kurzem einer unserer prominenten Organisationsexperten in einem

³ Architekturwettbewerbe Nr. 57. – Stuttgart 1969.

Vortrag über „Mutationen in den Trends oder der Trend der Mutanten“ aus⁴. Nach seiner Auffassung erleben wir in unserer Zeit eine exponentielle Zunahme der Unsicherheiten, und unsere Prognosemethodiken schlagen deshalb fehl, weil der „Mutant“ nicht rechtzeitig erkannt wurde: das Auftreten einer Neuart der Dinge, die scharfe Knicke im Trend verursacht. Uns sollte es denn auch vor allem darum gehen, den „Stoßwellen“, die die Zukunft vorausschickt, durch „Mutationsdenken“ oder „mutierendes Denken“ auf die Spur zu kommen.

4. Der Mensch als der große Mutant

Bei der Raumforschung scheint mir der Mensch der große Mutant zu sein.

Natürlich haben wir uns bei unserer Arbeit immer schon mit dem Menschen beschäftigt – aber dann doch hauptsächlich mit dem Menschen sozusagen als „Recheneinheit“ in den statistischen Kategorien wie Bevölkerungszahl und -dichte, Altersaufbau, Geburtsziffer, Sterblichkeitsziffer, Zahl der Ein- und Auspendler, der Arbeitsplätze, der Wohnungen, Automobile und Parkplätze, Höhe des Pro-Kopf-Einkommens. Das wird auch in Zukunft so sein, und zwar in verstärktem Maße: Gerade die großen Menschenmassen, mit denen wir zu rechnen haben, werden uns zwingen, mehr und mehr die elektronische Datenverarbeitung einzusetzen – ich weise auf die DATUM-Tagung in Bad Godesberg im Oktober 1969 hin⁵ –, trotz der Gefahr, daß wir nur noch abstrakt-zahlenmäßig über die Menschen denken können, für die unsere Planung letzten Endes doch gemeint ist. Die verwaltete Welt, sagt *Mitscherlich*⁶, „ist selbst ein Ausdruck für die Schwierigkeit, angesichts ungewohnter Quantitäten, die sich dem Auge, den Empfindungen als pure Masse anbieten, zu neuen Einstellungen zu gelangen, in denen mehr vom menschlichen Dasein sichtbar wird.“

Diese neue Einstellung sieht den Menschen nicht bloß als eine Nummer in einer Millionenkartei, als eines der zahllosen kleinen Löcher in den Hollerithkarten oder als einen winzigen Impuls im elektronischen Gehirn – das alles ist er unvermeidlich auch –, sondern an erster Stelle als den entscheidenden Faktor; als das große Subjekt, das sich nicht länger wortlos in unsere Planungsmethodiken einordnen läßt, vielmehr selbst die Gestaltung seines Lebensraumes beeinflussen und ausrichten will. Ich habe den Eindruck, daß dieser Mensch sich in unserem Zeitalter erhebt. Jetzt noch, wenigstens auf dem Planungsgebiet, ein wenig zögernd, fragend, wünschend; bald, wenn wir das Auge für die Entwicklung schließen, massenhaft befehlend oder vielleicht verheerend, wie jetzt schon in den Vereinigten Staaten.

An drei Beispielen möchte ich diesen Gedanken vom Menschen als dem großen Mutanten jetzt kurz erläutern.

a) Der Mensch und der technisch-wissenschaftliche Fortschritt

Zwei Dinge machen den Wandel der Zeiten, den wir jetzt erleben, so einmalig in der bisherigen Geschichte: der fast alles umfassende Bereich dieser Umwandlung und ihr atemberaubendes Tempo. Alles ist in Bewegung: die Physik, die Chemie und Biochemie, die Medizin, die Energieerzeugung, die Technologie, der Verkehr, die Weltraumfahrt, aber auch die Philosophie, die Religion, die Moral. Noch einschneidender ist das Tempo der Wandlungsprozesse. Früher lernte man sozusagen fürs Leben. Jetzt müssen wir unser Leben lang lernen, ablernen, umlernen. Der Leutnant weiß mehr als der Oberst, nur weil er einige Jahre später ausgebildet wurde. Früher sind die Städte langsam gewachsen, in einem sehr intensiven Verständigungszusammenhang ihrer Bürger. Jetzt werden sie massenhaft produziert wie Automobile⁷.

Auf der einen Seite das unerhört schnelle Tempo der wissenschaftlichen und technischen Entwicklung, auf der anderen die sich erst in Jahrzehnten gestaltenden und dann später nur schwer zu ändernden Formen der räumlichen Entwicklung. Ich brauche nur auf den stark statischen Charakter hinzuweisen, den unsere modernen Verkehrsanlagen, unsere Hoch- und Tiefbauten mit ihren Milliardeninvestitionen unvermeidlich haben. Den Zwiespalt zwischen dieser Dynamik und dieser Statik sehe ich als eines der schwierigsten Planungsprobleme unserer Zeit an – nicht nur vom technischen, organisatorischen und finanziellen Standpunkt, sondern gerade auch vom Menschen aus gedacht. Wenn wir hier nicht eine richtige Lösung finden, könnten wir – nach den Worten eines unserer Soziologen – „viele Tausende Menschen mit einer Lebenshypothek belasten, die zwar in keinem finanziellen Konto aufgezeigt wird, aber untillbar ist und schwer drückt“⁸.

Wir planen nicht für einen Zustand und noch viel weniger für einen Ideal- oder Endzustand. Wir planen für einen Prozeß, und zwar einen schnell vor sich gehenden Prozeß. Die Struktur ist darum wichtiger als die Formen. Jeder Plan soll flexibel, wenn möglich sogar „offen“ sein. Diese Einsicht ist schon weithin verbreitet für die Frist bis zur Durchführung; sie sollte jedoch auch für spätere Phasen der Planung zur Geltung kommen. So etwas hat z. B. die englische Firma Colin Buchanan and Partners in den folgenden Kriterien auszudrücken versucht⁹:

- Maximale Freiheit der Auswahl, Kommunikation und Assoziation für alle Menschen im ganzen Planungsgebiet;
- je nachdem, wie die Struktur sich entwickelt, soll jede Phase zweckmäßig funktionieren können, unabhängig von einer eventuellen weiteren Entwicklung;
- die Struktur soll für Änderung und Erneuerung innerhalb ihrer Elemente geeignet sein;

⁴ Ir P. H. Bosboom in: *Intermediair*. (1969) Nr. 23.

⁵ Dokumentations- und Ausbildungszentrum für Theorie und Methode der Regionalforschung. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 16. 10. 1969.

⁶ A. a. O., S. 29.

⁷ *Mitscherlich, Alexander*: a. a. O., S. 33.

⁸ *Launspach, J. A.*: *Journal*. In: *Stedebouw en Volkshuisvesting*. 50. Jg. (1969) H. 10, S. 415.

⁹ South Hampshire study. Report on the feasibility of major urban growth, by Colin Buchanan & Partners in association with Economic Consultants Ltd. – London 1966.

- die Nutzbarmachung der Struktur darf nicht durch normative Gegebenheiten (z. B. mit Beziehung auf die Förderungsmittel, den Wohnungsbau) beschränkt werden;
- die Struktur soll sich ohne Gefahr der Deformation oder Zerstörung entwickeln können.

Das sind keine leichten Aufgaben, aber überaus dringliche. Es geht darum, ein Lebensmilieu zu schaffen, in dem nicht nur wir selbst nach unseren Maßstäben, sondern auch unsere Kinder und Enkelkinder nach ihren künftigen Maßstäben sich heimisch fühlen können. Wir brauchen in unseren Plänen figürlich und buchstäblich dauernd „Spielraum“ für das volle Menschenleben, so wie es sich im Laufe der Zeit entfaltet.

Ich meine hier ein wichtiges Arbeitsfeld sehen zu können für eine sich neu orientierende Raumforschung. Vielleicht braucht sie dazu teilweise auch eine andere Methodik: es handelt sich nämlich sowohl um tatsächlich durchzuführende Lösungsversuche als um das Abtasten künftiger Ideen, Bedingungen und Wünsche. Wahrscheinlich kommen neue Materialien, neue Arbeitsvorgänge, nationale oder internationale Normalisierung bestimmter größerer Elemente und dergleichen ins Spiel. Es wäre nachzuprüfen, inwieweit man eine wenig kostspielige Verwechselbarkeit der Teile in die Planung einbauen könnte. Eine derartige Lösung, wobei die festen Investitionen auf die wesentlichen Strukturelemente beschränkt werden und das übrige mit leicht auswechselbaren Einbaupaketen ergänzt werden kann, wurde bei uns schon vor einigen Jahren für den Wohnungsbau vorgeschlagen und wird jetzt auch experimentell ausgeführt¹⁰.

Möglicherweise sollte auch die Raumforschung sich bei ihrer Arbeit an dergleichen Experimenten beteiligen. Das Problem ist jedenfalls wichtig genug, daß auch in diesem Rahmen eine Art „Operations Research“ zu versuchen wäre.

b) Der Mensch und die Wirtschaft

Die Beziehung des Menschen zur Wirtschaft scheint klar und eindeutig. Bei der Wirtschaft geht es um das Geld; und schon die Römer haben formuliert, Geld sei der „nervus rerum“. „Primum vivere, deinde philosophari.“ Oder, in Bertolt Brechts weniger gehobener Sprache: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral.“ Es ist wahrlich kein Wunder, daß wirtschaftliche Argumente, wie Kostenunterschiede, Erträge, Arbeitsplätze, Steuereinnahmen, immer ein besonderes Schwergewicht haben und oft entscheidend sind. Auch bei den Planungsträgern. Kein Staat sieht gern eine neue große Ölraffinerie sich im Nachbarland niederlassen, und es gibt auch keine Stadt in der Bundesrepublik, die nicht an der Gewerbesteuer interessiert wäre.

Trotzdem habe ich eine Ahnung, daß wir auch auf diesem Gebiet in einem Umbruch der Zeiten leben. Und zwar aus verschiedenen Gründen.

Zunächst die erschütternde Gefährdung und Zerstörung

der physischen Umwelt – Luft, Boden, Wasser, Bäume, Pflanzen, Tiere – als Begleiterscheinung einer zu wenig kontrollierten industriellen und industrialisiert-agrarischen Entwicklung. In seinem letzten „State of the Union“-Bericht hat Präsident Nixon die Alarmglocke über das reichste und industriell höchstentwickelte Land der Welt geläutet, wo nach seinen eigenen Worten die Millionenstädte innerhalb der nächsten 10 Jahre unbewohnbar zu werden drohen. Die führende amerikanische Monatsschrift „Time“ eröffnete vor kurzem eine neue Abteilung der – wie die Schriftleitung es nennt – „aufkommenden Wissenschaft des Überlebens“ (the emerging science of survival), und sie wurde sofort eine der populärsten¹¹. Man hat schon behauptet, es gehe für die Menschheit nicht mehr um die Wahl zwischen Wohlstand und Wohlfühlen, sondern zwischen Wohlfühlen und Nichtsein.

In den Niederlanden hat es im vorigen Jahr ein spektakuläres Beispiel der drohenden Gefahr gegeben, als die ganze Süßwasserversorgung unseres Landes von einer – noch immer nicht aufgeklärten – Vergiftung des Rheinwassers mit dem in Deutschland hergestellten Insektizid „Endosulfan“ gefährdet wurde. Außerdem aber waren bei uns auch Vorboten einer neuen politischen Einstellung zu spüren, die den rein materiellen Interessen bei der Industrialisierung nicht immer das letzte Wort läßt. So lehnte die Stadt Amsterdam die Ausgabe eines Grundstücks im Hafengelände für ein großes, an sich sehr erwünschtes chemisches Werk aus Gründen des Milieuschutzes ab. Ähnlich verhielt sich die Provinz Zeeland im Fall einer asbestverarbeitenden Industrie an der Schelde bei Vlissingen.

Eine weitere Anregung zu einer Neuorientierung in der Wirtschaft wird von gewissen modernen Wirtschaftstheoretikern geboten. Ein sehr bekannter unter ihnen, der Amerikaner John Kenneth Galbraith, zieht die uralte Sentenz über „vivere“ und „philosophari“ wenigstens für die entwickelten Länder in Zweifel, und zwar in dem Sinne, daß die ökonomischen Probleme in diesen Ländern sich ziemlich leicht lösen lassen. Die wirklich schwierigen Probleme für die schon wohlhabenden Länder werden sich s. E. viel mehr auf die Frage beziehen, wie man das Tempo des wirtschaftlichen Wachstums im Zaum halten kann, als auf das Verhüten einer Inflation oder Rezession oder solcher tragischen Ereignisse, wie sie in den dreißiger Jahren soviel Leid mit sich brachten.

Galbraith meint deshalb eine Akzentverlagerung von der rein wirtschaftlichen Problematik zu einer solchen, in der es um die Qualität und das Wohl des gesamten menschlichen Lebens geht, voraussehen zu können. Nicht nur die technisch-wissenschaftliche Problematik soll sich sozial orientieren, sondern auch die wirtschaftliche.

Weitere Anstöße zu einer Neuorientierung werden schließlich von den Menschen selbst ausgehen. Allem Anschein nach beginnen diese sich mehr und mehr dagegen zu sträuben, sich bei der Wahl ihres Lebensmilieus noch wie früher manipulieren zu lassen. So hat z. B. die Erfahrung im Rotterdamer Hafenindustrieggebiet gezeigt, daß viele der

¹⁰ Habraken, N. J.: De dragers en de mensen. Het einde van de massawoningbouw. – Amsterdam 1961.

¹¹ Vgl.: Time vom 2. 2. 1970, insbesondere S. 38 ff.

benötigten Arbeitskräfte nicht dorthin kommen wollen, weil ihnen die Wohnumgebung mit der verschmutzten Luft, mit dem Mangel an Erholungsraum usw. nicht gefällt. Und Rotterdam ist bestimmt keine Ausnahme. In dem schon genannten Dokumentationsbericht der EWG schrieb das Mitglied der Europäischen Kommission *Hans von der Groeben*: „Abgesehen von allen humanitären und sozialen Erwägungen, die ihn jedenfalls in den Mittelpunkt unserer Bemühungen stellen, wird der Mensch auch aus rein wirtschaftlicher Sicht der entscheidende Faktor der Regionalpolitik¹².“

Zweifelsohne wird dieser Prozeß sich akzentuieren, je größer der Anteil an hochqualifizierter Arbeit in den modernen Industrien wird und je mehr die Ansprüche der Menschen bei steigendem Wohlstand wachsen. So wirkt dieser menschliche Faktor sich indirekt auch wieder als ein bedeutungsvoller Produktionsfaktor aus.

In diesen Umständen liegen äußerst wichtige gemeinsame Aufgaben für die Raumforschung und die Wirtschaftsforschung. Nur allzuoft sind Wirtschaftler und Raumforscher bisher getrennt „marschiert“, vom „vereinten Schlagen“ gar nicht zu sprechen. Bei uns hat es z. B. nach der Veröffentlichung des Zweiten Regierungsberichtes über die Raumordnung (1966) einen ziemlich scharfen Federstreit über die wirtschaftlichen Aspekte gegeben. Im Mittelpunkt standen – und stehen – dabei die Probleme der unerhört starken Expansion im Rotterdamer Hafen- und Industriegebiet, bei denen eigentlich der ganze südwestliche Raum einbezogen ist. Wir sind aber jetzt dabei, diese Gesamtproblematik in enger Zusammenarbeit mit dem Zentralplanungsamt gemeinsam anzufassen, und zwar unter Aufsicht einer vom Interministeriellen Planungsausschuß eingesetzten Sonderkommission.

Es ist auch in der Tat an der Zeit, daß wir angesichts der enormen Chancen für die Wirtschaft in einem vereinigten Europa, aber auch angesichts der drohenden Gefährdung der menschlichen Daseinsmöglichkeiten durch unsere eigenen wirtschaftlichen und technischen Fortschritte, die Synthese von Wohlstand und Wohlbefinden zu suchen anfangen. Wir werden dabei nicht um die alte Frage nach den optimalen Grenzen einer bestimmten Entwicklung – einer industriellen Ballung z. B. – herumkommen. Vielleicht öffnen sich hier neue Perspektiven, wenn Wirtschaftler und Raumforscher zusammen die Nutzen und Lasten des wirtschaftlichen Wachstums überprüfen und dann unter den externen Kosten auch die Folgen für die Qualität der menschlichen Umwelt einzuschätzen versuchen.

Eine andere gemeinsame Aufgabe wäre möglicherweise eine sowohl wirtschaftlich als räumlich orientierte regionale Entwicklungsplanung und -programmierung. Ein erster Versuch in dieser Richtung wird bei uns vom Zentralplanungsamt und dem Raumplanungsamt, unter Mitwirkung verschiedener anderer Dienststellen, für den ganzen Norden des Landes unternommen.

c) *Der Mensch und seine Umwelt*

Von der Umwelt im physischen Sinne war auch in den vorigen Abschnitten schon die Rede. Diese buchstäblich lebenswichtige Problematik hätte noch eine tiefergehende Ausführung verdient. Ich will mich jedoch auf zwei andere Aspekte der menschlichen Beziehungen zur Umwelt beschränken: nämlich die Partizipation an deren Planung und Gestaltung und, in Zusammenhang damit, das soziale Verhaltensmuster der heutigen und insbesondere der künftigen Generation.

Ich möchte hier noch einmal auf die „freie Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit“ zurückgreifen. Entfaltung ist gerade das Gegenteil von Standardisierung und Uniformierung, in denen wir aus wirtschaftlichen und technischen Gründen in allen Ländern auch bei der Gestaltung unserer Umwelt begriffen sind. Eigentlich ist das paradox.

In unserem Zeitalter sind wir auf dem Wege zu einer immer mehr pluriformen Gesellschaft. Das „commune mesure“ ist hier, glaube ich, endgültig verlorengegangen. Selbst ein Monolith wie die katholische Kirche soll sich, wenigstens den Vorstellungen der niederländischen Katholiken nach, in eine pluriforme Struktur umgestalten. Und innerhalb der verschiedenen Gruppen der Bevölkerung finden wir dann noch die endlose Verschiedenheit der individuellen Wünsche.

Technisch und organisatorisch sind wir jetzt ohne Zweifel in der Lage, den Menschen ein sehr variiertes Lebensmilieu zu bieten, so daß jeder eine möglichst große Auswahl hat, nach seiner Veranlagung und seinen Umständen zu wohnen, sich zu erholen, am gesellschaftlichen und kulturellen Leben teilzunehmen usw. Was wir jedoch wirklich machen, ist oft das Gegenteil. Wo man auch in die neuen Viertel kommt: sie scheinen fast überall nicht nur monoton, sondern auch in nahezu uniformer Weise monoton. Anscheinend haben wir die Planung und Gestaltung unserer Umwelt zu sehr als eine technische, finanzielle und vor allem zahlenmäßige Aufgabe betrieben und zu wenig als eine soziale Aufforderung. Wir planen und bauen für die Familie „Durchschnitt“, die im wirklichen Leben nicht besteht¹³. Dies hat die wie am Fließband produzierten Wohnviertel unwirtschaftlich gemacht und außerdem nicht auf die moderne pluriforme Gesellschaft abgestimmt.

Das gilt schon für die heutige Situation. Über die künftige wage ich kaum etwas zu sagen. Wir sehen die Werte und Normen, das ganze soziale Verhaltensmuster sich vor unseren Augen verschieben, allem Schein nach in die Richtung einer weiteren Individualisierung der Lebensgestaltung unter den mündig gewordenen Menschen. Keiner kann voraussagen, wie es in 20 oder 30 Jahren sein wird. Trotzdem sollten wir bedenken, daß wir sozusagen in einem Schnellzug mit einem kilometerlangen Bremsweg sitzen. Ich meine: Es stecken schon so viele Pläne und Projekte in der Vorbereitungs- und Durchführungs-„pipeline“, daß es selbst bei einer sofortigen Umstellung der Politik sicher noch mehr

¹² A. a. O., S. V.

¹³ Siehe *Wijers, L.*, in: *De mens in de stad van de mens.* – Alphen a. Rh. 1970.

als 5 Jahre dauern wird, bevor man nach außen hin etwas davon merkt.

Man sollte darum bei der Planung und gerade schon bei der Forschung die künftigen Bewohner in einer wirksamen Weise partizipieren lassen können. Eine schwer zu lösende Aufgabe, das haben bisherige Versuche in diese Richtung schon ausgewiesen. In verschiedenen Fällen hat man Studienpläne oder Vorentwürfe zur Diskussion gestellt, bevor das offizielle Planverfahren eingeleitet wurde. Dann wird aber oft der Vorwurf gemacht, daß alternative Entwürfe fehlen. Besser wäre es darum, schon bei der Forschung geeignete Formen zu suchen, um die interessierten Gruppen über alternative Zielsetzungen und alternative Lösungen mitdenken zu lassen. Und auch hier wird es ohne experimentelle Ausführungsprojekte nicht gehen: sonst wissen die Menschen nicht, welche Möglichkeiten es gibt.

In dem französischen Beitrag des zitierten EWG-Berichtes¹⁴ heißt es: „Bei einer derartigen Einstellung (der Autor meint eine auf die künftige Gesellschaft hin orientierte Planung) brauchen wir Experimente – zuweilen in natürlicher Größe –, damit die Gesellschaft auf die vorgesehenen Erneuerungen reagieren kann. Wir sind nicht zu jeder Art Fortschritt verurteilt: wir haben es in der Hand, diese zu wählen. Aber für die Wahl brauchen wir eine klare Einsicht.“

Eines sollte ich in diesem Kontext vielleicht noch anheimstellen: enge Kontakte mit der jungen Generation, auch wenn ihr Verhalten manchmal nicht unserem Muster entspricht. Denn diese jungen Leute werden später als Erwachsene entscheiden, ob unsere heutige Planung die Probe besteht.

5. *Schlußfolgerungen*

Bei meinem Versuch, über die Raumforschung aus der Sicht vom Menschen als dem großen Mutanten nachzudenken, habe ich eine Neuorientierung befürwortet in dreierlei Richtung:

- a) Synchronisierung der räumlichen Prozesse mit dem schnellen, wissenschaftlichen und technischen Fortschritt, wo es nur irgend möglich ist;
- b) Optimalisierung der Gesamtentwicklung in allen Lebensbereichen im Sinne des Guten und Schönen;
- c) Humanisierung der menschlichen Umwelt, sowohl physisch als auch planerisch und gestalterisch, womöglich mit Partizipation der künftig Beteiligten.

Vielleicht habe ich offene Türen einzurennen versucht. Gerne will ich auch den Vorwurf hinnehmen, daß meine Wünsche leicht zu formulieren, aber schwer zu erfüllen seien. Dafür brauchen wir, um nur eines zu nennen, einen engagierten Dialog mit Behörden, Forschern, Planern, anderen Fachleuten, Unternehmern, aber auch mit den von den Problemen betroffenen Menschen, unseren eigentlichen Auftraggebern. Werden diese Menschen sich stellen? Oder wird ein wirklich relevanter Dialog scheitern an der viel-

leicht größten Gefahr unserer Zeit, der uninteressierten Gleichgültigkeit der Masse, der „schweigenden Mehrheit“?

Wie dem auch sei: Die Raumforschung sollte die heutige Lage als eine unumgängliche Aufforderung zu neuartigen Leistungen begreifen. Hierzu abschließend drei Stichwörter:

a) *Eine auch experimentell orientierte Methodik*

Je mehr eine zielbewußte Steuerung der Entwicklungsprozesse zum Hauptzug der Raumordnung wird, um so mehr werden die Grenzen zwischen Forschung, Planung und Durchführung sich verwischen. Alle drei sind in einem ununterbrochenen Kreislauf mit ständigen Rückkoppelungseffekten miteinander verbunden. Die Raumforschung möge wissenschaftlich bleiben, sie kann nicht akademisch bleiben. Die Forschung kann und soll auch in der Form von Experimenten betrieben werden, um nicht zu sagen: sich wo nötig auch zu „Operations Research“ entwickeln.

b) *Verbreiterung der Arbeitskontakte*

Wenn einerseits die soziale Dimension der Raumordnung und andererseits die Folgen der modernen wissenschaftlichen und technischen Entwicklung ernst genommen werden, erweitert sich das Blickfeld einer zeitgemäßen Raumforschung in ungeheurem Maße. Neben den üblichen Disziplinen wird man die Mitwirkung von Soziologen, Sozialpsychologen, Mediziner, Hygienikern, Biologen und Genetikern brauchen, noch ganz abgesehen von Ingenieuren, Chemikern, Atomwissenschaftlern usw. Kein einziger kann das alles noch überblicken. Es kann nur eine Sache vielfältig gegliederter Zusammenarbeit sein, wobei der Raumforschung m. E. insbesondere die Wahrung der raumbedeutsamen Zusammenhänge obliegt oder, besser gesagt, der für das menschliche Leben und Zusammenleben in einem bestimmten Raum relevanten Zusammenhänge.

c) *Ein Schuß realistischer Futurologie*

Diesen sollte man unbedingt der Forschungsarbeit begeben. Wie ich schon ausführte, sehe ich als eine der Hauptaufgaben das Aufspüren der Stoßwellen an, die die Zukunft vorausschickt. Es sind der künftige Mensch, die künftige Gesellschaft, um die wir uns schaffend und gestaltend bemühen. Wir sollten denn auch vor allen Dingen wenigstens eine Ahnung davon haben, wie der Mensch und die Gesellschaft von morgen und übermorgen sich zu ihrer räumlichen Umwelt verhalten werden. Sonst benehmen wir uns wie ein Architekt, der ein Haus bauen will für einen Auftraggeber, den er gar nicht kennt.

Zugleich aber wissen wir, daß es auch von unserer jetzigen Tätigkeit – von der Frage, ob wir die räumliche Behausung gut oder schlecht bauen – abhängt, wie der künftige Mensch und die künftige Gesellschaft sein werden. Gute, zukunftsgerichte Planung kann eine „self fulfilling prophecy“, eine sich selbst erfüllende Prophezeiung sein. Gerade darum ist ein realistisch-futurologisches Schauen, das uns den Wagemut zur Prophezeiung geben kann, so überaus wichtig.

¹⁴ A. a. O., S. 36.

Dietrich Bonhoeffer schrieb einmal in einer Betrachtung über den Tauftag, es gehe darum, „ein neues und besseres Leben zu planen, aufzubauen und zu gestalten“. Das könnte man, den äußeren Lebensbedingungen nach, auch auf die Raumordnung beziehen. In dem Sinne ist die Raumord-

nung eine Erfüllung des Schöpfungsgebotes, die Erde für den Menschen zu bauen und zu bewahren. Ich gebe den Mut nicht auf, daß wir mit dieser Perspektive engagiert und hoffnungsvoll unsere Arbeit weitermachen können, selbst angesichts eventueller künftiger Ruinen!